

DIAKONIKUS

I | 2018

Die Zeitschrift der Diakonie Wuppertal



- 3** Wir setzen unseren Glauben in Taten um
Im Gespräch: Superintendentin Ilka Federschmidt und
Diakoniedirektor Dr. Martin Hamburger
- 5** Echte Wertschätze
Im Sozialkaufhaus »Vielwert« gibt es viele Schätze zu entdecken
- 6** Fachkompetenz Pflege
Vorgestellt: Anja Jung, Geschäftsführerin der Diakonischen Altenhilfe
- 7** Wenn eine ganze Kita mit den Händen spricht
Ein Beispiel gelebter Inklusion aus Sonnborn
- 8** Enorme Arbeitserleichterung
Digitalisierung in den Gesellschaften der Diakonie Wuppertal
- 10** Der beste Job, den ich je hatte
Ein Porträt: Marcus Schulte, Erziehungsleiter Kinder – Jugend – Familie (KJF)
- 12** So viel kann Demenz bewegen
Ein Bericht über die Demenzarbeit im Altenzentrum Cronenberg
- 14** Wir wollen nicht entmündigen, sondern helfen
Cornelia Lieto und Ulrich Dawin über Betreuungen, Vormund-
schaften und Pflegschaften
- 16** Hier herrscht ein Geist von Zuwendung
Pfarrerin Sylvia Bukowski über ihren ehrenamtlichen Dienst
als Seelsorgerin im Kinder- und Jugendhospiz Burgholz

IMPRESSUM

Herausgeberin Diakonie Wuppertal · Deweerthstraße 117 · 42107 Wuppertal

V.i.S.d.P. Dr. Martin Hamburger · Telefon 0202 974440 · E-Mail: info@diakonie-wuppertal.de

Redaktion Nikola Dünow · Martin Göbler · Veronika Wimmer

Titelbild Bettina Osswald

Gestaltung Martin Göbler

Druck WIRmachenDRUCK GmbH · 71522 Backnang

Auflage 2500

Hinweis Aus Gründen der besseren Lesbarkeit wird auf die gleichzeitige Verwendung männlicher und weiblicher Sprachformen verzichtet. Sämtliche Personenbezeichnungen gelten gleichermaßen für beiderlei Geschlecht.



»Wir sind gemeinsam als Evangelische Kirche unterwegs und haben dadurch eine gemeinsame Identität.«

Dr. Martin Hamburger

»Wir setzen unseren Glauben in Taten um«

Der Mitarbeitertag der Diakonie Wuppertal am 5. Juli steht unter dem Motto »Glaube als Ressource diakonischen Handelns«. Im Interview sprechen Superintendentin Ilka Federschmidt und Diakoniedirektor Pfarrer Dr. Martin Hamburger darüber, was Diakonie und Kirchenkreis in Wuppertal bewegen können.

Was verbindet Kirchenkreis und Diakonie? Warum sind sie gemeinsam stark?

Ilka Federschmidt: Organisatorisch gesprochen ist die Diakonie unser Werk, das Werk des Kirchenkreises Wuppertal. Wir sind auch gegenseitig Teil unserer Gremien und der Synode. Biblisch gesprochen haben wir den gleichen Auftrag: Jesus Christus in Wort und Tat zu folgen. Das erfüllen wir beide in unterschiedlicher Ausprägung.

Martin Hamburger: Wir sind gemeinsam als Evangelische Kirche unterwegs und haben dadurch eine gemeinsame Identität. Es sind zwei Seiten des Christseins in Kirche und diakonischem Kontext. Für uns als Diakonie sind die Gemeindeglieder sehr wichtig. Wir gehören als Kirche der Worte und als Kirche der Taten zusammen.

Ilka Federschmidt: Gemeinsam haben wir die Chance der Begegnung mit ganz unterschiedlichen Menschen. Das diakonische Werk und der Kirchenkreis werden noch immer ziemlich gut gehört in der Stadt und haben Möglichkeiten, Einfluss zu nehmen.



Foto: Jan-Lukas Klein-Schmidt

»Die Diakonie ist nicht irgendein Unternehmen. Daher ist die Identifikation mit dem christlichen Glaube wichtig.«

Ilka Federschmidt

In welchem Punkt konkret?

Martin Hamburger: Beispielsweise in der Flüchtlingsarbeit. Da sind wir nicht nur Dienstleister der Stadt, sondern wir treten auch als Anwalt für Benachteiligte und sozial Schwache hier und in vielen anderen Bereichen ein.

Was kann Glaube bewegen? Und in wie fern ist Glaube der Motor für diakonisches Handeln?

Ilka Federschmidt: Glaube hat eine sehr starke Motivationskraft. Jesu Liebe zu uns ist eine große Kraftquelle. Sie gibt uns zugleich die Gewissheit, dass wir die Welt nicht alleine retten müssen. Aber wir können ein Zeichen setzen in den Grenzen unserer Möglichkeiten. Glaube ist für uns Richtschnur und Mahnung, wo es im Sinne Gottes nicht gerecht zugeht und wo Barmherzigkeit und Liebe verloren gehen.

Martin Hamburger: Über allem steht die christliche Motivation und die ist in unserer Gemeinschaft ganz wichtig: Wir stärken und stützen uns gemeinsam und setzen unseren Glauben in Taten um. Unsere Aufgabe ist es, die Not zu sehen und entsprechend zu handeln.

Ilka Federschmidt: Dabei ist Glaube nicht blind. Nicht alle sozial Bedürftigen oder alle geflüchteten Menschen sind automatisch gute Menschen. Glaube rechnet mit realen Menschen, nicht nur mit solchen, die wir uns gut stricken. Aber allen Menschen steht zum Beispiel Seelsorge zu. Das ist ja auch die Grundlage für die

Arbeit unserer Seelsorgenden in den Gefängnissen.

Gibt es vor diesem Hintergrund besondere Erwartungen an die Mitarbeiter von Diakonie und Kirchenkreis?

Martin Hamburger: Das Diakoniegesetz der Evangelischen Kirche im Rheinland wurde neu gefasst: Das Unternehmen Diakonie soll für ein evangelisches Profil Sorge tragen. Die Bindung an die Evangelische Kirche ist unsere Rechtfertigung dafür, dass wir als Diakonie soziale Arbeit leisten.

Ilka Federschmidt: Die Diakonie ist nicht irgendein Unternehmen. Daher ist die Identifikation mit dem christlichen Glaube wichtig. Nicht in jeder Teilaufgabe in der Diakonie ist es ein zwingendes Ausschlusskriterium, wenn man keiner christlichen Kirche angehört. Aber die Bereitschaft zur Auseinandersetzung mit der Identität und Wurzel der Diakonie und der Zugehörigkeit zur evangelischen Kirche erwarte ich schon in jeder Aufgabe. Schließlich ist die Bindung an Jesus unser »Alleinstellungsmerkmal«.

Was können Diakonie und Kirchenkreis in Wuppertal bewegen?

Martin Hamburger: Die Kinderarmut in Wuppertal ist groß. Durch die Arbeit in unseren Kindertageseinrichtungen und durch die erzieherischen Hilfen, die wir anbieten, können wir schwache Familien unterstützen. Aber dafür müssen für uns als Träger auch die entsprechenden Rahmenbedingungen stimmen. Wir dürfen nicht benachteiligt werden.

Ilka Federschmidt: Wir können auch im gesellschaftlichen Kontext Akzente und Stachel setzen, wie beispielsweise beim Hopster-Fiala-Haus, wo wir bei der Stadt eine auskömmliche Unterstützung für eine menschenwürdige Unterbringung wohnungsloser Frauen angemahnt haben. Auch die »Kitastrophal-Kampagne« hat gezeigt, dass wir uns als Werk und Kirchenkreis gemeinsam in der Stadt zu Gehör bringen können. Synode und Diakonie können zusammen selbstbewusst für eine Sache eintreten. Wir werden gehört in der Stadt und das wissen wir sehr zu schätzen. In Wuppertal sind die Wege kurz und die Stadt tritt uns mit Wertschätzung und Respekt gegenüber. Im Vergleich zu anderen Kommunen und Kirchenkreisen ist das so nicht immer selbstverständlich.

Martin Hamburger: Als Mitglied im Sozial- und Jugendhilfeausschuss der Stadt können wir etwas bewegen. Und wir sind ein Bindeglied von Kirche zu Politik. Es kommt durchaus vor, dass uns die Fraktionen einbeziehen und unsere Meinung zu bestimmten Themen hören wollen, bevor sie eine Entscheidung treffen.

Ilka Federschmidt: Die Kirchensteuermittel geben uns außerdem die Möglichkeit, auch unabhängig von Refinanzierung Akzente zu setzen. So wie es bei den Wohnungslosen und Geflüchteten geschehen ist. Und wir haben einen Vertrauensvorschuss; uns wird immer noch eine gute Glaubwürdigkeit zugestanden. Das ist natürlich ein Pfund, das wir nicht verspielen dürfen.

Welche Hoffnungen setzen Sie in die Wuppertaler Armutskonferenz?

Ilka Federschmidt: Die Diakonie hat da mitgearbeitet und Flagge gezeigt. Die Vernetzung ist sicherlich positiv. Wie nachhaltig das Projekt ist, wird sich erst noch zeigen. Da haben wir Fragezeichen.

Martin Hamburger: Die Vernetzung alleine wird nicht reichen. Wenn es an die Umsetzung von Maßnahmen geht, müssen auch konkrete Mittel zur Verfügung gestellt werden.

Das Gespräch führte Nikola Dünow.

Vielwert

Echte Wertschätze

Im Sozialkaufhaus für jedermann »Vielwert« gibt es viele Schätze zu entdecken. In dem gemeinnützigen Projekt beschäftigt und qualifiziert die Diakonie Wuppertal – Soziale Teilhabe gGmbH langzeitarbeitslose Frauen und Männer.

Liebevoll gearbeitete Holzspiele, kunstvolle Vogelhäuser, Grußkarten und bunte Motto-Frösche für alle Anlässe, zum Beispiel Glücksfrösche für Hochzeiten: Im Sozialkaufhaus Vielwert an der Fuchsstraße gibt es viel zu sehen.

Neben gut erhaltener Second-Hand-Ware haben die so genannten »Wertschätze«, die alle mit einem besonderen Stempel versehen sind, in dem rund 800 Quadratmeter großen Kaufhaus einen Ehrenplatz: »Die Wertschätze werden von den Mitarbeitenden in unseren Werkstätten hergestellt«, erklärt Silke Angenendt, die Leiterin des Bereichs. In dem gemeinnützigen Projekt werden langzeitarbeitslose Frauen und Männer beschäftigt und qualifiziert. Es handelt sich dabei um ein sehr niederschwelliges Angebot. Die Teilnehmenden erhalten individuelle Unterstützung und Begleitung. Viele von ihnen arbeiten zunächst nur eine geringe Stundenanzahl am Tag, können aber mit dem individuellen Förderangebot ihre täglichen Einsatzzeiten langsam steigern.

Je nach Fähigkeiten arbeiten die Menschen in den Bereichen Holz, Metall, Hauswirtschaft oder Kreatives Arbeiten. Aktuell sind in den Werkstätten 107 Menschen beschäftigt. Betreut und gecoacht werden alle Teilnehmenden dabei von qualifizierten Fachkräften des Projektes. Die meisten von ihnen haben besondere Talente, die individuell ermittelt, gestärkt und gefördert werden. »Wir erleben tagtäglich, wie dankbar und glücklich die Menschen sind, wenn sie sehen, dass ihre Produkte gefragt sind und verkauft werden«, berichtet Silke Angenendt. »Die Arbeit ist sehr wichtig für sie und gibt ihnen eine Tagesstruktur.« Oft erlebt sie, dass die Teilnehmenden schon früh morgens, lange bevor die Werkstätten ihre Tore öffnen, vor Ort sind und darauf warten, dass es endlich losgeht. »Viele haben wenige Kontakte in andere soziale Bezüge. Umso wichtiger ist die Teilnahme im Kontext des Arbeitsprojektes. Jeder arbeitet entsprechend seiner persönlichen Leistungsfähigkeit und wird durch das Fachpersonal in seiner Entwicklungsmöglichkeit individuell gefördert. Es geht uns vor allem um Stabilisierung und Teilhabe am sozialen Leben. Bei uns wird jeder so akzeptiert, wie er ist«, fasst Silke Angenendt zusammen.

Das Projekt für langzeitarbeitslose Frauen und Männer wird vom Jobcenter Wuppertal finanziert. Die meisten Beschäftigten sind 40 Jahre und älter. Die Teilnahme an der Maßnahme beträgt sechs Monate und kann mit Zustimmung des Jobcenters verlängert werden. Allerdings ist der Bedarf viel größer als die Zahl der



»Die Arbeit ist sehr wichtig für die Menschen; sie gibt ihnen eine Tagesstruktur.«

Silke Angenendt

zu vergebenden Plätze: »Wir haben eine lange Warteliste«, sagt Silke Angenendt. »Es gibt immer mehr Menschen, die trotz aller Bemühungen keine Beschäftigung auf dem ersten Arbeitsmarkt finden können.«

Im Sozialkaufhaus für jedermann »Vielwert« kann man auch mit kleinem Budget schöne Dinge entdecken. Neben den Wertschätzen gibt es eine große Auswahl an gut erhaltener Second-Hand-Ware, die vor Ort aufgearbeitet und bei Bedarf auch ausgeliefert wird. Ein Berechtigungsschein ist nicht notwendig. »Wir wollen die Menschen nicht noch zusätzlich stigmatisieren«, erklärt Silke Angenendt. Das Sozialkaufhaus wird viel von Leistungsempfängern, Alleinerziehenden und älteren Menschen genutzt, manchmal begleiten auch Betreuer den Einkauf. Aber auch aus der Nachbarschaft kommen regelmäßig Kunden, teil-



weise auch, um nur einen Plausch mit den Mitarbeitenden zu halten. Es gibt eine schöne Lese- und Spielecke sowie die Möglichkeit, einen leckeren Kaffee zu genießen. Voll ist es vor allem zum Monatsbeginn: »Dann merken wir an unserer Kundschaft sehr deutlich, dass es gerade Geld gegeben hat«, sagt Silke Angenendt.

Um das Angebot an Second-Hand-Waren attraktiv und aktuell zu halten, ist das Sozialkaufhaus immer auf gut erhaltene Waren, wie Möbel, Haushaltswaren, Kleiderspenden und Spielzeug angewiesen. Nach Rücksprache können Möbel gegebenenfalls auch abgeholt werden.

Nikola Dünow

INFOBOX

Das Sozialkaufhaus »Vielwert« bietet auf einer Verkaufsfläche von über 800 Quadratmetern ein attraktives und vielfältiges Angebot an erschwinglichen und gut erhaltenen Second-Hand-Waren:

- Möbel und Küchen
- Haushaltswaren und Heimtextilien
- Bekleidung und Accessoires
- Bücher, CDs und Unterhaltungselektronik
- Spielwaren
- handgefertigte Produkte aus den Integrationswerkstätten der Diakonie Wuppertal (Wertschätze)
- und vieles mehr ...

Fuchsstraße 31
42285 Wuppertal-Unterbarmen
(nahe der S-Bahn-Haltestelle Unterbarmen)

Montags bis mittwochs: 8:00 bis 16:30 Uhr
donnerstags und freitags: 10:00 bis 18:00 Uhr

Es lohnt sich immer, auch einfach nur zum Stöbern oder auf eine nette Unterhaltung vorbeizukommen.
Weitere Infos gibt es unter Telefon: 0202 318299

Vorgestellt Fachkompetenz Pflege

Anja Jung ist seit April 2018 Geschäftsführerin der Diakonischen Altenhilfe und verstärkt das Leitungsteam von Cornelia-Maria Schott und Christine Vieweg. Im Interview stellt sich die 49-Jährige vor.

Was haben Sie vor Ihrer neuen Leitungsaufgabe bei der Diakonischen Altenhilfe gemacht?

Anja Jung: In den vergangenen sechs Jahren war ich in der Geschäftsführung zweier Gesellschaften des AWO Kreisverbandes in Neuwied und dort auch hauptamtliches Vorstandsmitglied. In den Jahren davor war ich Geschäftsführerin der Geriatrie im Klinikverbund St. Antonius und St. Josef in Barmen.

Wie kam es zu dem Wechsel zur Diakonischen Altenhilfe Wuppertal?

Anja Jung: Ich bin gebürtige Wuppertalerin und hatte hier immer meinen Hauptwohnsitz. Meine Eltern leben hier und mein Mann und wir wollten uns nach der Zeit in Rheinland-Pfalz gerne wieder endgültig nach Wuppertal orientieren. In meiner gesamten Biografie spielt der Umgang mit älteren Menschen eine große Rolle. Daher passt die Position bei der Altenhilfe perfekt.

Und was reizt Sie besonders an Ihrer neuen Aufgabe?

Anja Jung: Die bedarfsgerechte Rundumversorgung für ältere Menschen in allen Lebenslagen. Bei der Diakonischen Altenhilfe, zu der ja auch die Diakonie Akademie und der Hospizdienst »Die Pustelblume« gehören, ist die Vielfalt besonders spannend. Eine so große Gesellschaft bietet große Möglichkeiten der Förderung und Qualifizierung. Ich sehe viel Potential der Weiterentwicklung zum Beispiel im ambulanten Bereich. Auch die anderen diakonischen Angebote rechts und links der Altenhilfe interessieren mich. Ich habe zwar noch nicht alle Gesellschaften der Diakonie kennengelernt, aber erste Gespräche haben schon stattgefunden.

Inwiefern glauben Sie denn, dass die einzelnen Sparten voneinander profitieren können?

Anja Jung: Zum Beispiel bei gegenseitigen Begegnungen. Wenn Kita-Kinder zu Besuch in ein Altenheim kommen, ist das für die älteren Menschen ein Highlight. Ebenso bieten Arbeitsmarktprojekte, Quartiersarbeit und andere Angebote viel Potential, die vorhandenen Kernkompetenzen zu bündeln und weiter zu entwickeln.

Was wird Ihr Schwerpunkt in der Geschäftsführung der Altenhilfe sein? Was haben Sie sich für die Zukunft vorgenommen?

Anja Jung: Meine Fachkompetenz liegt sicherlich in der Pflege. Daher werde ich mich schwerpunktmäßig um die Einrichtungen kümmern und um die Frage der Personalrekrutierung und des Qualitätsmanagements in der Pflege. Auch die Versorgungsdienste mit den Bereichen Küche, Hauswirtschaft, Reinigung und Hygiene fallen in meinen Aufgabenbereich. Außerdem werde ich mich um die Öffentlichkeitsarbeit der Altenhilfe und das Thema betriebliches Gesundheitsmanagement kümmern.

Sie sind die dritte Frau an der Spitze der Diakonischen Altenhilfe. Sehen Sie das als besonderen Vorteil?

Anja Jung: Die Frage kann ich schwer einordnen. Entscheidend ist doch, dass die Qualifikation und die Chemie im Team stimmen. Aus meiner Sicht spielt es dabei nur eine sehr untergeordnete Rolle, ob man eine Frau oder ein Mann ist. Ich habe während meiner Laufbahn mit vielen Frauen und Männern gut zusammengearbeitet – oder in Einzelfällen auch mal nicht. Das scheint hier mit Frau Schott, Frau Vieweg und mir gut zu passen. Wir arbeiten sehr kollegial und gut miteinander.

Wie sah Ihre erste Zeit bei der Altenhilfe aus?

Anja Jung: Ich bin sehr nett und offen empfangen worden. Mir ist es wichtig, alle Einrichtungen intensiv kennenzulernen. Ich versuche, in jedem Haus einen Tag zu verbringen und möglichst überall hineinzuschauen, mit den Mitarbeitenden zu sprechen und sie nach ihren Problemen und Wünschen zu fragen. Der Anfang ist bereits gemacht. Jetzt muss ich nach und nach alle Stationen besuchen.

Was machen Sie in Ihrer Freizeit?

Anja Jung: Ich liebe Fußball – den Verein verrate ich jetzt mal nicht – (lacht) und bin gerne mit Trikot im Stadion unterwegs. Außerdem bin ich großer Theaterfan und habe seit vielen Jahren ein Abo bei den Wuppertaler Bühnen.
Das Gespräch führte Nikola Dünow.



»In meiner gesamten Biografie spielt der Umgang mit älteren Menschen eine große Rolle. Daher passt die Position bei der Altenhilfe perfekt.«

Anja Jung

Anja Jung ist 49 Jahre alt. Nach ihrer Ausbildung zur Krankenschwester studierte sie Gesundheitswissenschaften und machte zwei Zusatzqualifikationen in den Bereichen Finanzen und Strategie in der Schweiz. Zuletzt war sie in der Geschäftsführung der Arbeiterwohlfahrt Neuwied tätig, von 2007 bis 2011 war sie Geschäftsführerin mit Schwerpunkt Geriatrie beim Klinikverbund St. Antonius und St. Josef in Barmen.

Gemeinsam leben

Wenn eine ganze Kita mit den Händen spricht

Lasse ist von Geburt an gehörlos. Dank des Engagements der Evangelischen Tageseinrichtung für Kinder an der Sonnborner Kirchhofstraße besucht der Zweieinhalbjährige die gleiche Kita wie seine große Schwester. Das Kita-Team und die Kinder haben Gebärdensprache gelernt. Ein Beispiel von gelebter Inklusion.



Immer dienstags steht in der Kita Kirchhofstraße Gebärdensprache auf dem Programm. Dann setzt sich Barbara, eine Lehrerin für Gebärdensprache, zu den Kindern auf den Boden, spielt mit ihnen und lässt ihre Hände dazu sprechen. Mal zeigt sie den Kindern die Tiernamen, mal geht es um den Apfel, der gerade gegessen wird. »Sie greift einfach die Themen der Kinder auf und sie lernen die entsprechenden Symbole spielerisch nebenbei«, erklärt Einrichtungsleiterin Diana Gerhardt. Alle zwei Wochen kommt Barbara auch nachmittags – dann bringt sie dem Kindergartenteam die Gebärdensprache bei. »Wir machen das in unserer Freizeit. Alle machen mit. Manchmal kommt auch jemand von der Gemeinde dazu«, sagt die Erzieherin.

Die Gebärdensprache gehört ohnehin zum Alltag der Evangelischen Tageseinrichtung für Kinder: Im Morgenkreis wird gebärdet. In jedem Raum hängt eine Tafel mit dem Fingeralphabet, und es gibt spezielle Spiele wie ein Memory mit Bildern und dem passenden Symbol dazu. Außerdem hat sich jedes Kind einen eigenen Gebärdennamen ausgesucht. »Die Kinder gehen selbstverständlich damit um. Sie machen viele Gebärden automatisch mit«, sagt Gerhardt. »Wenn wir Kontakt zu Lasse

aufnehmen möchten, stupsen wir ihn einfach an.« Und zur Not ist ja immer noch Lasses große Schwester da und kann helfen. Regelmäßig kommt eine Inklusionsassistentin in den Kindergarten und kümmert sich um Lasse. »Lasse kann sich gut verständlich machen. Er ist voll in die Gruppe integriert«, sagt Gerhardt.

»Nach der Diagnose waren Lasses Eltern natürlich völlig verzweifelt«, erinnert sie sich. »Wir wollten alle, dass Lasse die gleiche Kita besuchen kann wie seine Geschwister.« Kurzerhand setzte sich die Einrichtungsleitung mit dem Gericus Kindergarten für Gehörgeschädigte in Düsseldorf in Verbindung. Nach entsprechender Beratung durch den Verein »Gib Zeit« startete das Kindergartenteam die Testphase: »Wir wollten es einfach versuchen, wussten aber natürlich nicht, ob es klappt«. Später fand dann eine Hospitation in einer spezialisierten Einrichtung statt.

Was als »Experiment« begann, hat sich mittlerweile so gut entwickelt, dass die Kita Kirchhofstraße ab Sommer drei weitere gehörgeschädigte Kinder sowie Kinder von gehörlosen Eltern aufnimmt. »Das hat sich rumgesprochen und die Familien kommen aus ganz Wuppertal«, sagt Diana Gerhardt stolz. Ohne die Einrichtung an der Kirchhofstraße müssten die betroffenen Kinder den weiten Weg nach Düsseldorf-Gerresheim in Kauf nehmen. Einziger Wermutstropfen: Es gibt keine zusätzlichen Mittel für den Gebärdenunterricht und auch spezielle Materialien muss der Kindergarten in Eigenregie finanzieren. Zum Glück ist die Solidarität groß: Neben dem Kindergartenteam und den Eltern zieht auch die Gemeinde mit: »Die Gemeinde ist toll. Wir machen sehr viel zusammen. Und die helfen uns, wo sie nur können. Sogar die Konfis sind bei den Benefizveranstaltungen dabei. Alle helfen mit, um uns zu unterstützen«, sagt Gerhardt. Trotzdem sei es manchmal mühsam, sich nebenbei auch noch um die regelmäßigen Spendenveranstaltungen kümmern zu müssen. Dennoch lautet ihr Fazit: »Inklusion muss gar nicht so kompliziert sein. Manchmal muss man es einfach selbst in die Hand nehmen und sich trauen. Und die Kinder haben ohnehin viel weniger Hemmungen als wir Erwachsene.«
Nikola Dünow

Digitalisierung

Enorme Arbeitserleichterung

Ziel ist ein verbessertes Wissensmanagement und ein geringerer Zeitaufwand für bestimmte Aufgaben.

Das Thema Digitalisierung ist in aller Munde. Und auch die Diakonie Wuppertal ist dabei: Die Diakonie Wuppertal – Service GmbH hat den Auftrag, die Digitalisierung in der Diakonie voranzutreiben. Mittelfristig sollen Posteingänge, Rechnungen, Faxe und Anrufdokumentationen, die noch analog vorliegen, digital nutzbar abgelegt werden. Der Anfang ist bereits gemacht: Seit 2017 werden alle Rechnungseingänge digitalisiert. Damit hat der erste Prozessschritt stattgefunden. Die weitere Umsetzung wird jetzt sukzessive vorangetrieben. Ein Projektteam »Digitalisierung« kümmert sich unter anderem um die Auswahl der Software, die eingesetzt werden soll und um die weitere Organisation des Digitalisierungsprozesses.

Der grundsätzliche Vorteil der Umstellung: Die Informationen werden zentral gesammelt und können – nach Datum oder Stichwort sortiert – schneller abgerufen und wiedergefunden werden. »Bei der Digitalisierung geht es um ein verbessertes Wissensmanagement. Und darum, dieses Wissen zentral für alle zur Verfügung zu stellen«, erklärt Askan Rietz, Leiter der IT bei der Diakonie. Somit werde der Zeitaufwand für einzelne Aufgabenschritte minimiert. Dennoch bedeute Digitalisierung nicht zwangsläufig den kompletten Verzicht auf Papier: »Viele Originaldokumente müssen aufbewahrt und eingereicht werden, zum Beispiel für EU-Projekte oder für externe Prüfungen. Diese Dokumente sollten aber trotzdem zusätzlich als digitale Daten gespeichert werden«, so Rietz. Für die einzelnen Gesellschaften gelten unterschiedliche Aufbewahrungspflichten: Das Kinderheim hat zum Beispiel besondere gesetzliche Auflagen und Archivierungspflichten.

Auch aus ökologischer Sicht bringt die Digitalisierung viele Vorteile mit: »Es muss nicht sein, dass zehn Kollegen eine Rechnung ausdrucken. Das ist aus ökologischer wie ökonomischer Sicht Blödsinn«, so Rietz. Ziel ist es langfristig, dass Mitarbeitende auch mobil auf Dokumente zugreifen können. »Bei einem Gerichtstermin mit dem Jugendamt zum Beispiel ist es dann nicht mehr nötig, die Akte mitzunehmen.« Je nach Berechtigung soll der jeweilige Mitarbeitende von unterwegs aus auf die notwendigen Daten zugreifen können.

Aufgabe der Diakonie-Servicegesellschaft ist es aber nicht nur, die Digitalisierung für die einzelnen Gesellschaften voranzutreiben, sondern auch, den Mitarbeitenden die Berührungängste zu nehmen. »Die Umstellung tut nicht weh. Vielmehr soll die Digitalisierung die Mitarbeitenden im operativen Geschäft unterstützen und ihnen die Prozesse erleichtern.« Dabei stehe man vor der Herausforderung, dass die Bedingungen im laufenden Betrieb angepasst und die Mitarbeiter entsprechend geschult werden müssen. »Papier ist etabliert. Wir sind jetzt darauf angewiesen, dass die Mitarbeitenden sich auf die Digitalisierung einlassen«, sagt Rietz.

Aus seiner Sicht gibt es viele Argumente für die Digitalisierung: »Ein ökologischer Umgang mit den Ressourcen ist Pflicht. Da sind wir in der Verantwortung und sollten möglichst sparsam sein.« Ein weiterer Punkt sei die Zeitersparnis, die durch die digitale Ablage von Daten erreicht würde: »Durch die mehrfache Bearbeitung und durch viel Sucherei geht Zeit verloren. Auch wenn beispielsweise ein Kollege im Urlaub oder krank ist, ist es hilfreich, wenn alles zentral vorliegt«, erklärt Rietz.

Ein weiterer Vorteil ist für ihn die Tatsache, dass durch die Digitalisierung gesetzliche Archivierungsvorschriften effizienter abgebildet werden. Das sei zum Beispiel bei der Zertifizierung durch das Jobcenter oder bei der jährlichen Wirtschaftsprüfung von Vorteil. »Dokumentiert wird jetzt natürlich auch, aber durch die Digitalisierung wird es einfacher werden«, ist Rietz überzeugt. »Das ist eine zusätzliche Sicherheit für die Mitarbeitenden.«

»Es ist zwingend erforderlich, sich mit dem Thema Digitalisierung intensiv zu beschäftigen«, sagt auch Geschäftsführer Thomas Bartsch. »Die Digitalisierung hat



Das Team »Digitalisierung« mit einem Hochleistungsscanner, der 65 Seiten pro Minute scannt.

bereits umfänglich in der Diakonie Einzug gehalten. Elektronische Steuererklärungen, Sozialversicherungsmeldungen, zahlreiche Förderantrags- und Nachweisverfahren, Abrechnungen und Meldeverfahren an Kostenträger über Schnittstellen oder internetbasierte Plattformen sind längst alltägliche Routine geworden.« Als weiteres Beispiel aus dem Diakonie-Alltag nennt Bartsch den Selfservice im Personalbereich: Hier können Mitarbeitende die eigene Urlaubskartei elektronisch einsehen und neue Urlaubsanträge direkt an den zuständigen Vorgesetzten stellen. Nikola Dünow



Foto: Jan-Lukas Kleinschmidt

Im Porträt

»Der beste Job, den ich je hatte«

Seit August 2017 ist Marcus Schulte Erziehungsleiter bei der Kinder – Jugend – Familie gGmbH (KJF) der Diakonie Wuppertal. Im Interview spricht der 44-jährige Diplom-Sozialpädagoge über seine Arbeit.

Wie sind Sie zur Diakonie gekommen und was haben Sie vorher gemacht?

Marcus Schulte: Zuerst war ich beim Jobcenter Wuppertal für Menschen in besonderen Lebenslagen verantwortlich. Im Anschluss daran war ich vier Jahre lang Schulsozialarbeiter an der St. Antonius Grundschule in Barmen. Zuletzt habe ich ein Jahr lang – inmitten der größten Flüchtlingswelle – die Inobhutnahmestelle für unbegleitete Flüchtlinge geleitet. So habe ich auch Bärbel Hoffmann, Geschäftsführerin der KJF, kennengelernt.

Was sind Ihre Aufgaben als Erziehungsleitung?

Marcus Schulte: Ich bin verantwortlich für sechs vollstationäre Gruppen in der Nesselstraße sowie für drei teilstationäre Tagesgruppen mit insgesamt 54 Plätzen für Kinder und Jugendliche zwischen zwei und 19 Jahren. Auch die Fachberatung der Gruppen gehört dazu, und ich kümmere mich beispielsweise um die Hilfeplanung zur Verselbstständigung der Jugendlichen ab 16 Jahren. Meine Aufgabe ist es auch, die Rahmenbedingungen für die Mitarbeitenden zu verbessern. Die Tätigkeit hier bringt eine hohe Belastung mit sich. Teilweise werden 24-Stunden-Dienste für sieben bis neun jungen Menschen geführt. Wer selbst Kinder zuhause hat, kann sich vorstellen, wie anstrengend das sein kann. So haben wir gerade einen Zwischendienst eingeführt, der die Mitarbeitenden tagsüber entlastet.

Sind Sie auch fest im Gruppendienst eingeteilt?

Marcus Schulte: Nein, aber ich bin bei den Teamsitzungen und bei dem Kinderparlament dabei und kenne alle Kinder und Jugendlichen. Ich bin viel in den Gruppen, um die Situation dort verstehen und beurteilen zu können. Nur so bekomme ich mit, was

die Kinder und Jugendlichen brauchen und kann beispielsweise die Gruppenaktivitäten planen. Es ist ganz wichtig, dass ich Zeit mit den Kids verbringe. Nur wenn sie ich kenne und sie mir vertrauen, kommen sie auch mit ihren Sorgen zu mir.

Was reizt Sie besonders an Ihrer Arbeit?

Marcus Schulte: Die große Vielfalt. Die Arbeit ist sehr abwechslungsreich. Und für mich ist es eine schöne Aufgabe, dazu beitragen zu können, dass die Lebensbedingungen und -chancen der jungen Leute verbessert werden. Wir müssen überlegen, was wir ihnen mitgeben, damit sie ein selbständiges und gemeinschaftsfähiges Leben führen können. Die Erziehung dazu ist unsere Hauptaufgabe. Daran arbeiten wir alle gemeinsam als Team.

Gelingt Ihnen das?

Marcus Schulte: Überwiegend schon. Wir versuchen, jeden individuell optimal zu unterstützen. Hier leben ganz »normale« Jugendliche. Manche von ihnen bereiten sich aufs Abi vor, andere

spielen in einer Band oder es dreht sich alles um Fußball. Einige von ihnen werden später studieren. Aber es gibt natürlich auch Familien, bei denen Kinder über Generationen hinweg in der stationären Einrichtung leben.

Was sind denn die Gründe für Inobhutnahmen?

Marcus Schulte: Die Kinder sind aus ganz unterschiedlichen Gründen hier: Eine Krise in der Familie, ausgelöst zum Beispiel nach dem Tod des Partners, durch seelische Erkrankungen oder Schulden können dazu führen, dass die Familie nicht länger zusammenbleiben kann. In Absprache mit dem Jugendamt werden die Hilfeziele jeweils für sechs Monate festgelegt. Da für die Kinder die Eltern in der Regel sehr wichtig sind, ist auch die Elternarbeit eine wichtige Aufgabe für uns. Wir verstehen uns als Partner der Eltern. Es ist durchaus denkbar und erstrebenswert, dass die Kinder nach einer Stabilisierung wieder in die Herkunftsfamilien zurückgehen.

Macht Ihnen Ihre Arbeit Freude?

Marcus Schulte: Es ist definitiv der beste Job, den ich je hatte. Es gibt viele schöne Momente hier. Es ist toll, Kontakt zu so vielen Menschen zu haben. Und wir haben alle das gemeinsame Ziel, den Kindern ein stabiles und wertschätzendes Umfeld zu geben und eine Perspektive für die Zukunft.

Wir arbeiten sehr kooperativ und auf Augenhöhe mit den Jugendlichen und setzen stark auf Beziehungsarbeit. Wir sehen es als unseren Auftrag, sie beim Aufwachsen zu unterstützen. Ich spüre sehr viel Vertrauen und Zusammenhalt bei der Diakonie.

Wann geraten Sie an Ihre Grenzen?

Marcus Schulte: Man braucht einen langen Atem. Frau Hoffmann hat mich am Anfang in weiser Voraussicht gewarnt: Die Arbeit sei nichts für Sprinter, vielmehr bräuchte man Ausdauer für die Langstrecke. Sie hat definitiv recht (lacht).

Ich kann nicht in allen neun Gruppen gleichzeitig sein und allen gleich gerecht werden. Aber zum Glück haben wir ja alle Supervision und auch der kollegiale Austausch ist sehr wichtig. Teilweise sind die Kids hier aufgrund ihrer Vorgeschichte schwer belastet und es liegt an uns, sie aufzufangen. Bei aller Professionalität berührt uns das natürlich auch.

Das Gespräch führte Nikola Dünow.

Verschiedene Gruppen mit unterschiedlichen Konzeptionen

Ein 15-jähriger Junge, der ein Gymnasium besucht und sehr selbstständig ist, der aber in seiner Familie Gewalt erfahren hat und darum dort nicht bleiben kann. Oder eine Zehnjährige, die sich alleine um die drei kleineren Geschwister kümmert, weil ihre Mutter psychisch krank ist. Zwei ganz unterschiedliche Schicksale, die ganz unterschiedliche Unterbringungen erforderlich machen. Der Junge ist in der Jugendwohngruppe mit Gleichaltrigen gut aufgehoben. Hier hat er Freiräume und bekommt gleichzeitig Orientierung und Halt. Das Mädchen dagegen hat in einer koedukativen Wohngruppe mit familienähnlichem Charakter die Chance, kindgerecht aufzuwachsen. Die festen Strukturen geben ihr Sicherheit und Orientierung.

»Bei uns spielt das Gruppenleben eine große Rolle. Es gibt viele verschiedene Gruppen mit unterschiedlichen Konzeptionen. In Absprache mit dem Jugendamt wird entschieden, welche Art und Struktur des Beziehungsangebotes zum jeweiligen Kind passt«, erklärt Marcus Schulte. »Für die Kinder gibt es Hospitationstage. Dann schauen wir gemeinsam, ob das Zusammenleben funktionieren kann.« So gibt es zum Beispiel reine Jungen- oder Mädchenwohngruppen oder altersgemischte Gruppen, wo die Kinder ähnlich einer familiären Geschwisterfolge aufwachsen. Es gibt auch Jugendliche, die in Apartments leben und dort auf dem Weg in die Selbständigkeit begleitet werden.

Eine besondere Gruppe ist die Intensivgruppe »Lotus« für Jungen ab elf Jahren. Lotus ist ein intensiv-pädagogisches Angebot für Jungen, die durch eine sexuelle Grenzverletzung auffällig geworden sind und deren Tat noch vor Eintritt der Strafmündigkeit liegt. Das Konzept der Intensivgruppe basiert auf einem hohen pädagogischen Personalschlüssel in Kombination mit einer intensiven therapeutischen Arbeit. Die Jungen werden in Zusammenarbeit mit der Johannes-Rau-Förderschule in einer Klasse auf dem Stammgelände beschult. Für die Lotus-Gruppe gelten spezielle Aufnahmekriterien. »Als eine Art Zwischenform gibt es noch die Tagesgruppen«, erklärt Marcus Schulte. »Dort sind die Kinder tagsüber versorgt, werden individuell gefördert und gehen einer geregelten Tagesstruktur nach. Gleichzeitig versuchen wir die Erziehungsfähigkeit der Eltern zu stärken.«

Ganz wichtig für die Arbeit der Kinder – Jugend – Familie gGmbH (KJF): »Es gibt keine Heimunterbringung mehr wie früher«, stellt Schulte klar. »Wir arbeiten mit einem zeitgemäßen Menschenbild. Wir begegnen den Kids auf Augenhöhe und fragen uns immer wieder, was sie beschäftigt.« Für alle KJF-Mitarbeiter gebe es immer eine wichtige Kontrollfrage: Würde ich wollen, dass mein eigenes Kind hier zeitweise lebt? Wäre das gut genug? »Wir arbeiten alle dafür, dass die Antwort ein Ja ist«, sagt Marcus Schulte.

Nikola Dünow



»Wir setzen stark auf Beziehungsarbeit.« Marcus Schulte



Demenzarbeit

So viel kann Demenz bewegen

Ein Farbkonzept, Angehörigenarbeit und viele Veranstaltungen rund um das Thema Demenz: Das Projekt »Demenz bewegt? Wir bewegen uns!« im Altenzentrum Cronenberg gibt Betroffenen mehr Lebensqualität.

Anna Noeckel arbeitet seit sieben Jahren im Altenzentrum Cronenberg. Nach ihrem Studium im Bereich Pflege an der Evangelischen Fachhochschule Bochum baute die gelernte Altenpflegerin das Projekt »Demenz bewegt? Wir bewegen uns!« in der Einrichtung auf und setzt sich seit Januar 2016 für eine bessere Teilhabe, Akzeptanz und Unterstützung von Menschen mit Demenz ein. Anna Noeckel arbeitet gerne mit demenziell Erkrankten. »Bei ihnen steht vor allem die emotionale Ebene im Vordergrund. Diese bleibt erhalten und auf dieser Ebene kann man ihnen nichts vormachen. Sie durchschauen schnell, wenn etwas nicht ernst gemeint ist. Das macht die Arbeit für mich persönlich sehr wertvoll.«

Anna Noeckel kümmert sich nicht nur um die betroffenen Bewohner im Haus sondern sie sorgt auch bei Angehörigen und in der Öffentlichkeit für einen Bewusstseinswandel. »Mir geht es darum, die Lebensqualität der Betroffenen zu verbessern«, sagt die junge Frau, die mittlerweile auch die Leitung des Sozialbegleitenden Dienstes im Altenzentrum Cronenberg übernommen hat. »Ich denke, wenn wir es schaffen, dass sich Menschen mit Demenz hier wohl fühlen und zurecht finden, wird das auch spürbar für alle anderen im Haus. Die Änderungen kommen allen zugute.«

Seit Projektstart hat sich einiges im Altenzentrum Cronenberg »bewegt« und viele Kooperationen wurden umgesetzt: Das TIC-Theater inszenierte die Tragikomödie »Honig im Kopf« nach der Verfilmung von Til Schweiger. Begleitend dazu erstellte das Altenzentrum einen Flyer. Er informiert über Beratungs- und Hilfsangebote und hat vor allem das Ziel, für einen unverkrampften Umgang mit Menschen mit Demenz zu werben. Gleichzeitig werden auf diesem Wege auch neue ehrenamtliche Helfer gesucht – und gefunden. In Kooperation mit dem Stadtsportbund gibt es verschiedene Angebote, die für mehr Bewegung und Lebensqualität sorgen.

Auch eine Intensivierung der Angehörigenarbeit hat sich Anna Noeckel auf die Fahnen geschrieben: Regelmäßig bietet die AOK einen dreitägigen Kurs »Leben mit Demenz« im Altenzentrum an. »Der Bedarf an Informations- und Schulungsangeboten für pflegende Angehörige ist sehr groß«, sagt Anna Noeckel. So fand gerade der siebte Kurs statt und für dieses Jahr sind noch zwei weitere geplant.

Auch bei den Aktionstagen des Demenz-Servicezentrums ist die Cronenberger Einrichtung dabei: Mal veranstalten die Bewohner

einen Sitztanz, mal wird zur Musik mit Drumsticks auf Medizinbällen getrommelt »Solche Aktionen vermitteln den Menschen mit Demenz Spaß und ein Gemeinschaftsgefühl.«

Die Steigerung der Lebensqualität von Menschen mit Demenz betrifft auch die Einrichtung selbst: So wurde in Kooperation mit der Uni Wuppertal ein Farbkonzept erstellt. Seitdem hat jede Wohngruppe eine eigene Farbe. Vorher waren alle Räume in beige gestrichen. »Uns ist klar geworden, dass man sich im Haus schlecht zurecht findet. Für Menschen mit Demenz birgt das noch viel mehr Probleme und Einschränkungen, an denen wir arbeiten wollten«, sagt Anna Noeckel. Jetzt gibt es farbliche Orientierungstreifen, die durchs Haus und zu den jeweiligen Gruppen führen und Räume wie Schwe-sternzimmer, Toiletten und Gruppenräume sind mit einfachen Piktogrammen leichter zu erkennen.

Auch der Vorgarten wurde in Eigenregie umgestaltet und mit Gemüse, Kräutern und Blumen neu bepflanzt: »Die Bewohner haben mit gestaltet und gepflanzt. Ein Bewohner übernimmt das Gießen und die Pflege der Pflanzen. In den letzten Jahren konnte Gemüse gepflanzt und geerntet werden«, sagt Anna Noeckel. Ideen hat sie noch viele – und damit ist das Projekt »Demenz bewegt? Wir bewegen uns!« wahrscheinlich nie endgültig abgeschlossen. »Ich möchte weiterhin dafür sorgen, dass alles in ›Bewegung‹ bleibt und die Angebote und Kooperationen gerne weiterführen und ausbauen«, sagt sie.

Das Cronenberger Projekt ist ein Beispiel. Auch die anderen Häuser der Diakonischen Altenhilfe haben sich spezialisiert: »Wir setzen Schwerpunkte, um den altersbedingten Veränderungen und Beeinträchtigungen unserer Bewohner gerecht zu werden. In allen unseren Einrichtungen arbeiten Menschen intensiv an Schwerpunktprojekten wie Demenz, Seh- oder Hörbeeinträchtigungen, Wachkoma und Suchtproblemen«, sagt Cornelia-Maria Schott, Geschäftsführerin der Diakonischen Altenhilfe. Dabei sei die Verbesserung des Lebensstandards das Ziel. So könne sich jeder Kunde bei der Wahl der Einrichtung mit seinen altersbedingten Beeinträchtigungen verstanden und optimal betreut wissen.

Nikola Dünow



»Mir geht es darum, die Lebensqualität der Betroffenen zu verbessern.«

Anna Noeckel

INFOBOX

- **Johann-Burchard-Bartels-Haus**

Mit den Problemen der Hörbeeinträchtigung beschäftigt sich das Team um den Audiotherapeuten Jörg Bavel. Viele Maßnahmen wurden ergriffen, wie zum Beispiel eine Induktionsschleife im Veranstaltungssaal. Damit können Menschen mit starker Hörbeeinträchtigung aktiv an Andachten und Konzerten teilnehmen. Optische Hilfen und speziell geschultes Personal helfen den Bewohnern.

- **Gemarker Gemeindestift**

Ein Schwerpunkt im Gemarker Gemeindestift ist die Unterstützung von alten Menschen mit Sehbeeinträchtigung. Erste Maßnahmen sind optische Kennzeichnungen mit einer speziellen Farbkombination an den Wänden zur besseren Orientierung. Markierungen am Boden sind angedacht.

- **Altenzentrum Am Nordpark**

Niemand redet gern darüber: Tabletten- und Alkoholsucht im Alter ist ein Tabuthema. Das Team des Altenzentrums Am Nordpark geht dieses Problem aktiv an. Die Mitarbeitenden sind speziell ausgebildet und geschult. Zudem arbeiten sie mit Kooperationspartnern zusammen, die den Bewohnern zusätzlich helfen.

- **Pflegezentrum Haus Hardt**

Das Pflegezentrum Haus Hardt ist eine Facheinrichtung für neurologisch erkrankte Menschen mit dem Pflege-schwerpunkt Wachkoma. Gepflegt werden überwiegend jüngere Menschen.

Betreuungen

»Wir wollen nicht entmündige

Ob gesetzliche Betreuung oder Ambulant Betreutes Wohnen – die Diakonie Wuppertal – Soziale Teilhabe gGmbH hilft Menschen, die aufgrund von psychischen Problemen, Behinderung oder Krankheit alleine nicht mehr zurechtkommen.

Ein Interview mit Cornelia Lieto, Leiterin Fachdienst Betreutes Wohnen, und Ulrich Dawin vom Evangelischen Verein für Betreuungen, Vormundschaften und PflEGschaften.

Beim Stichwort »Gesetzliche Betreuung« haben viele Menschen Angst vor einer Entmündigung. Ist das berechtigt?

Cornelia Lieto: Nein, wir wollen nicht entmündigen, sondern entlasten und helfen. Ein rechtlicher Betreuer kann nur nach strenger Prüfung der Umstände durch das Amtsgericht eingesetzt werden. Grundsätzlich müssen wir unterscheiden zwischen der gesetzlichen Betreuung, die durch das Amtsgericht eingeleitet wird und durchaus nur Teilbereiche betreffen kann, und dem Ambulant Betreuten Wohnen (BeWo). Das BeWo wird in der Regel freiwillig eingefordert und ist eine flankie-

rende Hilfe, eine pädagogische Zuführung ins normale Leben.

Was sind denn Gründe für eine gesetzliche Betreuung?

Ulrich Dawin: Wenn sich eine alte Dame nach einem Schlaganfall nicht mehr alleine um ihre Bankangelegenheiten kümmern kann oder jemand aufgrund einer psychischen Beeinträchtigung Unterstützung bei rechtlichen Entscheidungen braucht, dann kommen wir als Evangelischer Betreuungsverein ins Spiel. Anlass ist oftmals eine sogenannte Betreuungsanregung, die an die Stadt oder an das Amtsgericht ausgesprochen wird. Jeder, dem eine hilf-

lose Person auffällt, kann theoretisch eine solche Anregung aussprechen. Die Stadt ist verpflichtet, dem nachzugehen. Bedingung für eine gesetzliche Betreuung ist ein ärztliches Attest, das dem Betreuungsantrag beigelegt wird oder, wenn nicht vorhanden, vom Amtsgericht bei einem Gutachter in Auftrag gegeben wird.

Und was ist der Unterschied zum Ambulant Betreuten Wohnen?

Cornelia Lieto: Das Ambulant Betreute Wohnen ist eine freiwillige Leistung. Die Menschen bleiben in ihren Wohnungen. Aber, wenn es die Betroffenen nicht mehr schaffen, selbst für sich einzustehen, helfen wir. Häufig passiert das in Absprache mit anderen Hilfsangeboten wie der Suchtberatung oder der Schuldnerberatung. Wir nehmen den Menschen so, wie er kommt. Wenn jemand immer am fünften eines Monats pleite ist, aber keine Hilfe annehmen will, können wir nichts anderes machen, als den Menschen dort abzuholen, wo er gerade steht. Wir unterstützen, zwingen aber nichts auf. Da ist viel Beziehungsarbeit und Vertrauen notwendig. Aber es gibt natürlich auch stationäre Wohneinrichtungen wie das Diakoniezentrum Friedrich von Bodelschwingh mit dem Walter-Bertram-Haus für Menschen, die dauerhaft Hilfe bei der alltäglichen Lebensführung benötigen.

Und in welchen Bereichen ist Ihrer Erfahrung nach die meiste Hilfe notwendig?

Cornelia Lieto: Ambulante Betreuung kann auch in Teilbereichen stattfinden. Klassische Felder sind da zum Beispiel das Kümmern um die Post, die Gesundheits- und Wohnungsfürsorge sowie die Hilfe

InfoBox

Cornelia Lieto leitet den Fachbereich Gefährdetenhilfe, hierzu gehört auch der Fachdienst Betreutes Wohnen. Im Ambulant Betreuten Wohnen nach §§ 53 und 67 ff. SGB XII sowie §35a SGB VIII werden Menschen für ein eigenständiges Leben in der eigenen Wohnung fit gemacht. Das Team begleitet zum Beispiel zu Behördenbesuchen und Arztterminen. Im BeWo-Team der Diakonie Wuppertal kümmern sich zehn Mitarbeitende um 130 Menschen.

Der Fachdienst Betreutes Wohnen sitzt an der Deweerthstraße 120 und ist unter Telefon 0202 26476070 oder 0202 974441107 zu erreichen.

Ulrich Dawin ist der fachliche Abteilungsleiter für den Bereich Betreuungen im Evangelischen Verein für Betreuungen, Vormundschaften und PflEGschaften e. V. Der Verein schult ehrenamtliche Betreuer, bildet sie fort und begleitet sie in ihrer ehrenamtlichen Tätigkeit. Im Bereich »Gesetzliche Betreuung« kümmern sich neun Mitarbeitende in sieben Vollzeitstellen um 310 Menschen.

Der Evangelische Verein für Betreuungen e. V. sitzt in der Nesselstraße 14 und ist unter Telefon 0202 97445620 zu erreichen.

n, sondern helfen«



Das BeWo-Team der Diakonie Wuppertal.

bei Vermögensfragen. Auch die Vertretung gegenüber Behörden ist ein wichtiger Punkt.

Wie ist das bei der gesetzlichen Betreuung? Passiert die über den Kopf der Betroffenen hinweg?

Ulrich Dawin: Uns ist es ganz wichtig, dass der Betreute immer einbezogen wird. Wenn eine alte Frau beispielsweise nicht mehr alleine in der Lage ist, sich um ihre Wohnung zu kümmern, dann kann die Wohnung nicht über ihren Kopf hinweg gekündigt oder aufgelöst werden. Wir bemühen uns um ein gutes und enges Verhältnis zu den Betroffenen. Je nach Bedingungen des Amtsgerichtes stecken wir die Rahmenbedingungen der rechtlichen Betreuung ab und gestalten Lösungswege. Wenn nötig, suchen wir ergänzende Hilfen durch ein Betreutes Wohnangebot, pflegerische Leistungen oder Hilfen im Haushalt. Es ist uns wichtig, dass jeder, der zu uns kommt, wieder ein selbstbestimmtes Leben führen kann.

Einmal betreut, immer betreut. Stimmt das so?

Ulrich Dawin: Die Betreuung arbeitet

grundsätzlich darauf hin, dass der Betroffene im Idealfall wieder alleine zurechtkommt. Bei psychischen Beschwerden ist es durchaus möglich, nach einer Zeit wieder selbstständig zu werden. Aber natürlich gibt es zum Beispiel demenziell Erkrankte oder Menschen mit geistiger Behinderung, die auf Hilfe angewiesen bleiben. Spätestens alle sieben Jahre wird überprüft, ob die Betreuung weiterhin notwendig ist.

Angehörige können ja auch die gesetzliche Betreuung übernehmen. Wie werden sie dabei unterstützt?

Ulrich Dawin: Etwa die Hälfte der gesetzlichen Betreuungen übernehmen Angehörige. Sie sind meist Laien. Aber ihr großer Vorteil ist, dass sie die Betroffenen sehr gut kennen. Wir bieten ihnen konkrete Hilfe an: Bei Fragen oder Konflikten können sich Familienangehörige jederzeit an uns wenden. Außerdem planen wir ein offenes Café für ehrenamtliche Betreuer wie Familienangehörige, Freunde oder Nachbarn. Wir hoffen, auf diesem Wege auch neue ehrenamtliche Betreuer zu finden.

Cornelia Lieto: Die Betreuung kann sehr

belastend sein und zieht sich teilweise über viele Jahre hin. Es kann zum Beispiel zu Konflikten kommen, wenn die Oma dem Lieblingsenkel immer Geld zusteckt, obwohl ihre Rente das gar nicht hergibt. Darum ist der Austausch und die Hilfe durch Profis sehr wichtig.

Aber es gibt doch auch extreme Fälle. Was muss denn passieren, damit jemand eingewiesen wird?

Cornelia Lieto: Das ist die allerletzte Möglichkeit. Unser oberstes Ziel ist es immer, dass die Menschen so lange wie möglich selbstständig sind. Dabei gilt immer: ambulant vor stationär. Wir versuchen, so viel wie möglich über ambulante Hilfen zu regeln. Aber wenn jemand sich selbst oder andere gefährdet, kann ein Antrag auf Unterbringung gestellt werden – auch gegen den Willen des Betroffenen. Zum Beispiel bei schizophrenen Episoden. Das kann aber manchmal sehr lange dauern. Für die Umwelt wie für Hausbewohner und auch für uns Profis ist das oft schwer zu ertragen, aber wir haben keine andere Handhabe.

Das Gespräch führte Nikola Dünow.

Seelsorge

»Hier herrscht ein Geist von Zuwendung«

Sylvia Bukowski ist ehrenamtliche Seelsorgerin im Kinder- und Jugendhospiz Burgholz.

Hier wird viel gelacht, aber manchmal auch geweint«, sagt Sylvia Bukowski. Seit 2015 ist die pensionierte Pfarrerin ehrenamtliche Seelsorgerin im Kinder- und Jugendhospiz Burgholz. Sie kümmert sich vor allem um die Eltern der kranken Kinder. Hört ihnen zu und ist für sie da. Immer Dienstag vormittag kommt sie und sucht das Gespräch mit den Familien. Jeden Mittwoch feiern sie und ihr Mann den Abendausklang mit viel gemeinsamem Singen und einem Abendsegen. Zu wichtigen Feiertagen gestaltet die Pfarrerin Gottesdienste im Wohnzimmer des Hauses.

Sylvia Bukowski kommt gerne ins Kinderhospiz. Berührungsängste hat sie nicht. Das liegt sicherlich auch daran, dass sie den Umgang mit Leben und Tod aus ihrer 35-jährigen Arbeit als Pfarrerin kennt. Aber da ist noch mehr. »Hier ist ein ganz besonderer Geist von Zuwendung zu spüren«, schildert Bukowski die Atmosphäre in dem Haus. Darum gebe ihr die Arbeit im Hospiz auch viel zurück: »Ich habe einen anderen Blick aufs Leben bekommen. Mir ist noch stärker bewusst geworden, dass jedes Leben ein Geschenk ist.« Durch den Umgang mit den Familien habe sie gelernt, »wie verletzlich, aber auch, wie unendlich stark die Liebe zu einem Kind die Eltern machen kann«.

Viele fröhliche und lebendige Momente bestimmen den Alltag im Hospiz: Beim gemeinsamen Singen, Spielen oder Vorlesen. Im vergangenen Sommer wurde ein Junge konfirmiert. »Das war sehr ergreifend«, erinnert sich Bukowski. »Der Junge konnte sich nicht äußern, verstand aber jedes Wort. Er war sehr stolz, und es war ein besonders feierlicher Tag für das ganze Hospiz«. Die Mitarbeitenden haben unheimlich viel Humor: »Sie flachsen mit den Kindern rum. In kritischen Momenten switchen sie sofort um und reagieren hochprofessionell, wenn ein Kind in einer akuten Krise steckt. Absolut bewundernswert«.

In den Gesprächen mit den Eltern sei Zuhören das allerwichtigste. Mal diskutieren die Eltern in größerer Runde, mal geht es zu einem Spaziergang in den Wald. Häufige Themen seien die Hilflosigkeit im Umgang mit der Krankheit, oft geht es aber auch um Ärger mit der Krankenkasse oder um alltägliche Dinge. Für einige Familien sei es ein Trost zu wissen, dass ihr Kind, wenn es verstirbt, nicht ins kalte Nichts fällt sondern, dass es von Gott erwartet wird, so Bukowski. »Die Betroffenen wünschen sich nach dem Tod ihres Kindes häufig einen spirituellen Beistand, der eine Verbindung schafft in die andere Welt, zu Gott.« Manchmal müs-



Foto: Markus J. Fegler

»Ich habe einen anderen Blick aufs Leben bekommen.«

Sylvia Bukowski

se sie aber auch eine große Wut über Gott bei den Eltern akzeptieren.

Wenn ein verstorbene Kind vom Bestattungsinstitut abgeholt wird, stehen die Eltern und das Team mit Laternen Spalier. »Das ist hochemotional. Da habe ich auch zu kämpfen und manchmal weine ich mit«, sagt Sylvia Bukowski. Oder wenn eine Mutter sie bittet, dafür zu beten, dass ihr Baby endlich sterben darf. Oder wenn ein Junge, der beatmet wird, ihr erzählt, dass er sich schon seine Urne ausgesucht hat. Blau mit silbernen Sternen soll sie sein.

Die jeweilige Konfession oder Religion spielen in der Seelsorge im Kinder- und Jugendhospiz Burgholz keine Rolle: »Die meisten Familien begegnen mir hier mit einer großen Offenheit. Auch das macht meine Arbeit wertvoll«, sagt Sylvia Bukowski. Wenn ein Kind im Hospiz stirbt, komme je nach Wunsch der Eltern auch ein katholischer Priester oder ein muslimischer Kollege für die spezifischen Rituale. »Die Zusammenarbeit unter uns Kollegen funktioniert sehr gut«, sagt die evangelische Pfarrerin. Nikola Dünnow